



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Boas, Eduard: Die dänische Poesie der Gegenwart. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die dänische Poesie der Gegenwart.

Von Eduard Voas.

MUSEUM

II.

Die jüngere Dichterschule. — Christian Winther. — Henrik Herg. — Andersen. — Paludan Müller und Holst. — Karl Bernhard. — Ein Hegelianer. — Rückblick.

Wir haben jetzt mit einer neueren, jüngeren Dichterschule zu thun, und da muß denn, nächst Heiberg, Christian Winther genannt werden, der am 29. Juli 1796 zu Tensmarck geboren ist. — In Kopenhagen liegt ein großes, etwas antiquirtes Gebäude, „die Regenz“ genannt, das für hundert Studirende freie Wohnungen enthält. Eine ungemeine Sauberkeit sieht man über die ganze Anstalt verbreitet; hinter großen spiegelklaren Fensterscheiben schimmern recht freundliche Zimmer, rothwangige Musensöhne schauen heraus und blasen den Rauch ihrer langen Pfeifen durch die Luft. Die Regenz bildet ein Viereck, im Innern einen geräumigen Hof umschließend, und mitten auf dem letztern steht ein uralter Lindenbaum, unter dessen breitem Wipfel die lustigen Commerce gehalten werden.

In diesem Hause wohnte vormals auch Winther, als ehrfamer Candidatus Theologiae, obgleich er weder Lust noch Anlage zur Gottesgelahrtheit in sich verspürte. Reisen, dichten, lieben und träumen wollte er, dazu hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Vater, der Bischof auf der Insel Laaland war, wollte durchaus einen Priester aus ihm machen. Winther lebte sich zurück in eine frühere, kindlich poetische Zeit; er sang, was die Erinnerung ihm in's Herz flüsterete und so entstanden seine „Traesnit — Holzschnitte“, eine Sammlung reiner, nationaler Gesänge. Keiner hat gleich ihm den wunderbaren Ton der Volkslieder wieder getroffen, und seine Gedichte, die anfangs nicht genügend beachtet wurden, schlugen nach und nach

immer tiefere Wurzel in der Nationalität. Sie sind jetzt der dänische Kuhreigen geworden. Wohl eilt der Däne gern zum Süden hin, doch wenn er draußen, weit draußen in Italien ein Winther'sches Lied vernimmt, dann denkt er an die grünen Buchenwälder und an die blauen Mädchenaugen seines Vaterlandes und er kann weinen vor Heimweh.

Zwar folgte nun bald eine Ausgabe dieser Lieder der anderen, doch trugen sie dem Dichter wenig goldene Früchte ein, und er litt beinahe Mangel. So war er im Jahre 1829 eines Tages ausgegangen, um eine kleine Anleihe zu machen, und als er nach Hause kam, fand er ein Schreiben mit stattlichem Gerichtsstempel auf seinem Tisch. — Winther hatte 25,000 dänische Thaler geerbt. Unverzüglich reiste er nach Italien ab, wohin ihn seine Sehnsucht seit lange schon gezogen hatte. Sparen und Rechnen ist jedoch nicht Sache des Genies, und als Winther ein Jahr später nach Kopenhagen zurückkehrte, war sein Kapital auf weniger als die Hälfte zusammenschmolzen. Auch der Rest schwand bald in alle Winde, und statt der Dukaten strömten ihm neue Lieder zu. Er gab neue Poesien heraus und wenn diese einen minder großen Eindruck machten, so liegt der Grund wohl darin, daß die Holzschnitte ganz primitiv waren, während sich in die späteren Gedichte erkünstelte Sentimentalität und wüste Romantik nachtheilig einmischten.

Winther war einmal nahe daran, Renegat zu werden und sich der deutschen Poesie zuzuwenden. Als er nach Italien ging, verweilte er nämlich längere Zeit am Rhein und dort klangen ihm unsere Volksweisen so voll und warm in die Seele, daß er noch im römischen Lande ihre bald heiteren, bald wehmüthigen Klänge vernahm.

Es schwebten leicht im blühenden Hain
Der Lorbeern und Cypressen
Die kleinen Lieder von Lieb' und Wein,
Von Erinnern und Vergessen.

Epikobrige Faune guckten hervor
Aus dunklen Hecken und Lauben;
Es sammelte sich der Nymphen Chor
Mit Tamburinen und Trauben.

Ein poetischer Drang, ein Gelüsten nach deutschem Ruhm ergriff ihn, und er begann ein lyrisch-episches Gedicht, das die Historie

der „Judith“ zum Stoffe hatte. Aber kaum war er wieder am heimischen Strand, da tauchte eine zürnende Gestalt aus der Meerfluth herauf und rief ihm zu:

Laß ab, Verröchner! o fühlst Du es nicht,
Daß mehr als den fremden Zungen
Stehst Du den Tönen in heiliger Pflicht,
Die an Deiner Wiege geklungen!

Da ließ ich den Kranz, wonach ich gezielt,
Dem eiteln Herzen zu fröhnen —
Ein Freund hat das Lied mir nachgespielt
In vaterländischen Tönen.

Dieser Freund ist H. P. Holst. Mit einer dänischen Uebersetzung von ihm erschien die „Judith“ 1837 als Fragment, und Fragment blieb sie auch. Darum läßt sich nichts Abschließendes über das Gedicht sagen; man findet jedoch einzelne poetische Schönheiten darin und muß bekennen, daß Winther die deutsche Sprache für einen Ausländer mit vieler Gewandtheit zu behandeln weiß. Namentlich wo es einen sinnlichen Zauber gilt, gerathen ihm die Bilder sehr gut, und es blüht wirklich ein gewisser orientalischer Farbenreiz aus dem Liebe hervor.

Winther ist ein Mann mit angenehmen Zügen und einem weichen schwärmerischen Blick; sein Embonpoint steht ihm nicht übel. Er liebt immer und fühlt sich dabei immer unglücklich. Denn ehe er erhört wird, reißt ihn die heiße Sehnsucht beinahe auf, und wenn ihn Amor mit dem Rosenkranz des Sieges krönt, dann fühlt er sich so enttäuscht, so öde, daß er nur noch Klagen und Schmerzen kennt. Dieser Zustand dauert fort, bis er sich von Neuem verliebt. Obgleich sieben und vierzig Jahre alt, hat er doch viel Glück in der Liebe, und darum kommt er aus dem Unglück gar nicht heraus.

Als der Kronprinz von Dänemark sich im Frühjahr 1841 vermählte, wollte seine junge Gemahlin den Versuch machen, die Sprache ihres neuen Vaterlandes zu erlernen, und Winther wurde die angenehme, ehrenvolle Stellung, ihr Lehrmeister zu sein. Zwar hörte der Unterricht bereits nach einem Jahre wieder auf, allein Winther behielt den Professortitel und ein lebenslängliches Jahrgehalt von tausend Thalern.

Haben wir in Winther einen genussuchenden Lebemann kennen gelernt, so wenden wir uns jetzt einem poetischen Einsiedler zu. Es dämmerte ein klarer, schöner Augustabend empor, als ich mit einem Freunde von Charlottenlund nach dem königlichen Thiergarten hinschritt. Die Sonne sank eben zum Meere hinab, und ihre Strahlen ließen den Thau, der die Wiesenfläche bedeckte, wie Rubinen und Granaten schimmern. Weit umher lag die tiefste Stille ausgebreitet und über den dunklen Buchenwäldungen des Thiergartens stieg bereits der goldene Mond empor. Da begegnete uns ein kleiner Mann im dunkeln Ueberrocke. Mein Begleiter redete ihn an und stellte uns einander vor . . . es war Henrik Herz. Sein Gesicht war bleich, aber voll, es hatte etwas Gedunsenes, Krankhaftes, und die Augen versteckten sich hinter einer schwarzen Hornbrille. Um die schmalen Lippen schwankte ein nervös-satyrischer Zug; seine Sprache tönte klanglos, wie es bei Schwerhörigen oft der Fall ist, und Herz hört nicht gut. Aus der persönlichen Erscheinung des Dichters lernt man sein Schriftstellerleben begreifen, und man muß mit seiner Biographie vertraut sein, um die Persönlichkeit nicht mißzuverstehen — sie commentiren sich gegenseitig.

Herz ist am 25. August 1798 in Kopenhagen geboren. Seine Eltern waren Juden und erzogen den Sohn in ihrer Religion. Er studirte Jura, gab aber daneben, ohne seinen Namen zu nennen, seit 1826 mehrere Lustspiele heraus. Dieselben zeigten vom Studium Holberg's und von dramatischem Geschick, machten jedoch keinen besonderen Eindruck. Da erschienen im Jahre 1830 „Geisterbriefe, oder poetische Episteln aus dem Paradies“ und brachten eine große Aufregung in die dänischen Literaturinteressen. Sturmglöcken schallten; auf allen Bergen loderten Feuerzeichen; die sichere Ruhe war gestört. Baggesen's ganze Eigenthümlichkeit wurde im Ton der poetischen Briefe treu wiedergegeben, doch das Buch glich jenen Diaphanbildern, die sich verwandeln, sobald man sie gegen das Licht hält. Sah man es nämlich genauer an, so bemerkte man, daß hinter der zierlichen Rococo-Maske ein moderner Genius, eine kräftige Individualität stecken müsse. Die Episteln berührten alle tiefsten Cleuslinien der Literatur und stöberten jeden Schlupfwinkel auf, allein ein trefflicher Humor milderte das Grelle und wußte selbst das Gemäuer der Kloaken mit grünen Ranken zu umspinnen. Alles Andere war hierüber

eine Zeit lang vergessen, und man sprach nur von den Geisterbriefen, obgleich ihr Verfasser unbekannt blieb.

Derselbe gab nun eine „Anonyme Neujahrsgabe für 1832“ heraus, in welcher ein schönes Lehrgedicht: „Naturen og Kunsten“ enthalten war. Den bedeutendsten Beifall aber fand ein Prolog: „Die Schlacht auf der Rhede“, der auf der Bühne am Vorabende jenes Tages gesprochen wurde, wo dreißig Jahre früher die Engländer seeräuberisch über Kopenhagen herfielen. Endloser stürmischer Jubel begrüßte das glühende Poem; Herz war nicht im Stande, vor den eifrigen Nachforschungen seine Verschleierung zu bewahren und mußte aus der Wolke hervortreten. Nun schüttete sich ein so schwelend reiches Füllhorn von Ruhm und Ehren über den Dichter aus, als ob es ihn erdrücken und ersticken wollte. Herz bekannte sich damals zur protestantischen Kirche, und der König gab ihm ein Stipendium, um nach Italien reisen zu können, was in Dänemark stets zur öffentlichen Anerkennung eines Poeten gehört.

Von der dauernden Begründung seines Ruhmes überzeugt, machte er sich auf und durchzog, ein froher Wandervogel, den Süden. Als er aber wieder zur Heimath kam, fand er Alles kühl und kalt; laute politische Fragen hatten sein Andenken übertönt, er sah sich fast vergessen. Herz ließ einige sehr gelungene Poesten drucken, doch man gab nicht Acht darauf. Nun schrieb er 1837 ein Buch: „Stemninger og Tilstande — Stimmungen und Zustände“ betitelt, das ganz geeignet war, neues Aufsehen zu machen. In Romanform schilderte es das Leben und Treiben der liberalen Partei und bohrte so, mit scharfer Satyre, in ein volles Wespennest hinein. Anfangs waren die Blätter, welche zur Fahne der Angegriffenen gehörten, ganz still über die Schrift; ihre Redacteurs hatten wahrscheinlich den Plan verabredet, durch Nichtbeachtung das Spottbuch in den Lethe zu versenken. Aber die conservativen Journale brachten nun lange Excerpte daraus, die schwüle Stille war unterbrochen und das Gewitter brach los. Herz wurde von hundert Blitzen getroffen, und Nichts konnte die Zürnenden wieder versöhnen, auch nicht sein liebliches Drama: „Svend Dyring's Haus“, das bald darauf erschien. Dasselbe hatte Ton und Geist aus einem altdänischen Riesensiede geschöpft; es führte Volk und Helden der frühesten Zeit lebendig vor's Auge, und die glühende Frische, womit dies geschah, gab dem Werke einen ganz

eigenen, unmittelbaren Zauber. Ost und mit immer neuem Beifallsrauschen ging es über die Bretter; die Dänen fühlten stolz ihre Verwandtschaft mit jenen treuen, kräftigen und freien Gestalten, und so wirkte das Stück erhebend auf das Nationalbewußtsein. Aber die Partei der Gegner blieb unverföhnlich; sie jagte den Verfehmten so lange umher, bis er müde, todtmüde wurde. Jetzt sieht man ihn krank, mürrisch, hypochondrisch, und auf abgelegenen Pfaden macht er einsam seine Spaziergänge.

Unter denjenigen Schriftstellern, welche Hertz in den Geisterbriefen mit der Momusgeißel traf, war auch Hans Christian Andersen. Dieser ist jedenfalls ein sehr origineller Charakter und muß schon deshalb mit Aufmerksamkeit betrachtet werden, weil seine Werke in Deutschland berühmter sind, als selbst in Dänemark, im kleinen Dänemark, dem es doch wahrlich nicht an Mäusen fehlt, den Kreis seiner Autoren sorgsam zu würdigen. Außer Dehlenschläger ist Andersen der einzige dänische Dichter, der bei uns eine Popularität gewonnen hat, während jenseits der Ostsee andere Poeten weit über ihn gestellt werden. Daraus geht hervor, daß entweder der Geschmack drüben eine andere Richtung nahm, als bei uns, oder daß wir, durch künstliche Mittel getäuscht, eine Ungerechtigkeit begehen. Zu breiten kritischen Untersuchungen fehlt mir der Raum, und so will ich denn einfach die Lebensgeschichte des Dichters erzählen; vielleicht gelingt es dem Leser, so die Lösung jener schwierigen Frage selbst zu finden.

Andersen wurde am 1. April 1805 zu Odense auf Fünen geboren, und er hat so manche Specialitäten aus seiner Kindheit mitgetheilt. Seine Großeltern besaßen früher ein eigenes Landgütchen, doch verarmten sie und ihr Sohn mußte Schuhmacher werden. Derselbe verheirathete sich; das junge Paar war sehr bedürftig und kaufte zum Ehebett das Trauergestell, auf welchem kurz vorher ein gräßlicher Sarg geprangt hatte. Manches Jahr später sah man noch die schwarzen Leisten und die Wachsstellen daran, allein dies hinderte nicht, daß Hans Christian Andersen darauf zur Welt kam. Früh starb sein Vater, die Mutter hatte wenig Zeit für ihn, und er genoß nur den kümmerlichsten Schulunterricht. Nachdem er confirmirt war, sollte er zu einem Schneider in die Lehre, da prophezeigte ihm die Kartenlegerin, er würde sehr berühmt werden, und man würde ihm zu Ehren, einst die Stadt Odense illuminiren.

Nun reiste er nach Kopenhagen, um eine Anstellung beim Theater zu suchen. Seine Kasse bestand aus dreizehn Reichsthalern, und er erreichte an einem Septembermorgen 1819 die Residenz. Ueberall wies man ihn zurück, seine Baarschaft schwand dahin, und er machte den Versuch, bei einem Tischler zu arbeiten, gab ihn aber bald wieder auf. Weil er eine helle, wohlklingende Stimme besaß, ging er zum Professor Siboni, einem gebornen Italiener, der damals Director des königlichen Conservatoriums war; ihm wollte er sein Schicksal vertrauen. Dieser hatte just eine muntere Tischgesellschaft bei sich, worunter sich auch Baggesen und der joviale Componist Weyse befanden. Man ließ Andersen ein und lachte anfangs über den unschönen Knaben, der zu declamiren und zu singen anfang. Als er jedoch mit Thränen im Auge seine traurige Geschichte vortrug, da wurden Alle ergriffen. Weyse brachte durch eine Collecte sogleich siebenzig Thaler für ihn zusammen, und Siboni versprach, seinen Gesang auszubilden.

Zwar verlor Andersen die Stimme während des Unterrichts, doch wohlthätige Menschen nahmen sich seiner an. Der Dichter Guldberg gab dem vernachlässigten Knaben Unterricht in der dänischen und deutschen Sprache, der Schauspieler Lindgren ertheilte ihm Anleitung zur dramatischen Kunst und ein Solotänzer führte ihn in die Tanzschule. Er trat in einigen Ballets auf, sang auch im Chore mit und schrieb nebenbei noch Trauerspiele. Der Conferenzrath Collijn, ein vortrefflicher Mann, wurde Theaterdirector und merkte bald, daß Andersen mehr Anlage zum Dichter, als zum Schauspieler hatte. Er brachte ihn auf's Gymnasium, wo der siebenzehnjährige junge Mensch neben kleinen Knaben sitzen mußte, doch gelangte er im Jahre 1828 zum Examen und wurde Student.

Mit einem kleinen humoristischen Gemälde: „Die Fußreise nach Amack“ begann er nun die literarische Laufbahn; bald steigerte sich die Theilnahme für seine Leistungen, und die lyrischen Gedichte (1830) sowohl, als die Phantasten und Skizzen (1831) fanden lebhaften Anklang. Andersen unternahm eine Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz, wobei er die Bekanntschaft mehrerer deutschen Dichter machte. Auch Chamisso war darunter, und dieser sagte von ihm: „Mit Wit, Laune, Humor und volksthümlicher Naivetät begabt, hat Andersen auch tieferen Nachhall erweckende Töne in seiner

Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen, leicht hingeworfenen treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften in's Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich eigenthümlich sind, um den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist." — Andersen beschrieb seine Fahrt, und diesem Büchlein folgten mehrere einzelne Gedichte und Operntexte. Im Jahre 1833 wirkten ihm angesehene Männer vom Könige ein Reifestipendium aus; er ging zuerst nach Paris, dort freundliche Verhältnisse mit Victor Hugo und Heinrich Heine anknüpfend, begab sich dann nach der Schweiz und zog über die Alpenkette, um Italien zu erreichen.

Als Ergebnis dieser Reise ist der zweibändige Roman „Improvisatoren“ zu betrachten, ein Buch, das nicht auf dem Gipfel poetischer Schöpfung steht, aber doch anzieht durch lebensvolle Schilderungen und ein reich schimmerndes, italienisches Colorit. Unter den bunten Sildfarben liegt des Verfassers Silhouette; er hat das eigene Jugendleben beschrieben und die Familienkreise seiner Kopenhagener Wohlthäter. Dies Hervorstellen seines auf irgend eine phantastische Art ausgeschmückten „Ich“ ist überhaupt ein Vorwurf, von dem Andersen nicht freigesprochen werden kann, und es läßt uns auf eine behagliche Selbstgefälligkeit schließen.

Dem Improvisator folgte 1837 der Roman „D. T.“, welcher uns in das stille, wechsellose Leben und Weben des Nordens führt. Weder hier noch drüben hat das Buch Glück gemacht, und während die Deutschen glaubten, es müsse den Dänen besser gefallen, waren diese überzeugt, es werde in Deutschland den rechten Anklang finden.

Jetzt kommen wir zu des Dichters vorzüglichstem Werke, dem er, in unbegreiflicher Verblendung, einen geringeren Werth als den Romanen beilegt. Es sind dies seine Kindermärchen — „Eventyr, fortalte for Børn“ — von denen sechs Hefte erschienen sind. Hier weht Frische und Absichtslosigkeit, reine, freie Phantastischöpfungen lachen uns mit ihren sinnigen, blauen Kinderaugen an und der Vorhang, der uns von den dunkeln Feenmärchen unserer frühen Jugend trennt, rollt noch einmal empor. Jeder Mensch, der nicht ganz als Philister zur Welt kam, hat ja seine tausend und eine Nacht durchlebt und träumt sich gern dahin zurück. Dies träumerische Sein, das auf einem Blüthenhain wohnt, der, von der Erde abgelöst, in Lüften

schwebt, ist Andersen's eigentliches Feld. Dort sollte er verweilen und uns holde Wundergeschichten herniederrufen.

Den schönen Märchen folgte wieder ein Roman: „Run en Spillemand — Nur ein Geiger“ betitelt. Auch hier steht des Verfassers Persönlichkeit in der Mitte, er selbst ist der Held, seine Erlebnisse und Schicksale werden geschildert. Man muß aber von aller Eitelkeit Abschied genommen haben oder man muß blind vor Eitelkeit sein, wenn man sein innerliches Leben auf solche Weise zur Schau stellen kann. Dieser Geiger, dieser Christian ist ein Mensch ohne Wissen, ohne Thakraft, ein wahrer Watschlappen von einem Charakter, der trotzdem ein berühmter Mann werden will. Das gelingt ihm nicht, weil er gar keine Anlage dazu hat; er wird nun fromm, lieft in der Bibel und stirbt endlich. Die eigentliche Heldin des Buches ist Naomi, und ihre Gestalt biegt sich allein mit warmen Athemzügen aus dem Roman hervor. Alle übrigen Gesichter sind von Wachs, ihre Augen von Glas, und man wird so rastlos auf wüst-romantischen Zuständen hin und her geworfen, daß es den Eindruck macht, als ließe man sich schaukeln.

Im Sommer 1837 besuchte Andersen das benachbarte Schweden. Sein nächstes Erzeugniß war das „Bilderbuch ohne Bilder“, worin der Mond dem Dichter kleine Geschichten erzählt. Eine recht lieblich poetische Idee. Aber die Ausführung ist noch nicht unbefangenen, nicht objectiv genug. Der Mond kann nur sehen, er darf niemals reflectiren, das ist seiner ganzen Natur zuwider, und wenn er es doch thut, so lacht man ihn aus, weil er über Dinge redet, von denen er gar Nichts versteht.

Andersen ging 1840 abermals nach Rom, dann nach Griechenland und Konstantinopel, und auf dieser Reise gewann er sich wieder ein zweibändiges Werk: „En Digtets Bazar“ betitelt. Es sind flüchtig hingeworfene Reiseskizzen eines flüchtig Reisenden, doch manche schöne Phantastieblume mischt sich in den Kranz der einzelnen Bilder und Träume. Er hat das Werk in zehn Bücher abgetheilt und jedes Buch einem anderen Freunde dedicirt. Alle diese Letzteren aber sind berühmte Leute, gerade als ob unberühmte nicht zu Freunden taugten, und da klingen denn stolze, hochgefeierte Namen, Dehleschläger, Profesch=Osten, Thalberg u. s. w.

Ohne bitter zu sein, darf man wohl sagen, das Motiv solchen

Verfahrens sei Eitelkeit, und eitel ist Andersen über die Massen. Das Lob gehört ihm zur Lebenslust, jeder Tadel verletzt ihn schneidend. Auf dieser Sandbank strandete seine Fortbildung, und auch sein Talent wird darauf zu Grunde gehen, wenn er sich nicht ändert. Er kennt all die Toilettenkünste der Literatur, macht sich den theatralischen Apparat gehörig zu Nutz und weiß sogar mit seiner romantischen Lebensgeschichte zu kokettiren. Einst wurde ein neues Buch von ihm gedruckt, und eine schwedische Zeitung brachte die Notiz: „daselbe habe die Kopenhagener entzückt, denn es übertreffe fast noch seine früheren Werke an Interesse.“ Aber unglücklicherweise hatte es in der Druckerei eine nicht erwartete Verzögerung gegeben, und das interessante Buch war noch gar nicht erschienen.

Andersen's vielfache Reisen in's Ausland haben gleichfalls dazu beigetragen, seinen Ruf verbreiten zu helfen, und diese Reisen brachten ihm noch einen anderen Gewinn. Sein poetischer Springquell ist nicht reich und stark genug, um dauernd aus demselben schöpfen zu können; es müssen sich von außen Bilder und Erzeugnisse abspiegeln auf seiner Fluth — Andersen's Phantasie bedarf eines Anhaltspunktes. Seine hauptsächlichste Gabe besteht darin, gegebene Zustände, und wenn sie auch sonst ziemlich kahl wären, mit poetischem Auge anzuschauen. Dann umweben die Elfen sie mit dem Farbenglanz ihrer Perlmutterschwinge und es taucht ein Gemälde, blühend und anmuthsvoll, aus dem Chaos hervor. Was man im prosaischen Leben Uebertreibung und Lüge nennen würde, das gereicht seinen dichterischen Gestaltungen zum Ruhm.

In diesen Schranken muß Andersen sich aber auch halten; eilt er darüber fort, so geht's ihm wie Noah's Rabe: er findet nirgends Raft auf der großen Wasseröde. Seit Jahren verkünden die dänischen Journale, er arbeite an einer gigantischen Welttragödie: „Abasverus“, welche uns in fünf Dramen den ganzen Raum der christlichen Zeitrechnung und darin die totale Fortbildung des Menschengeschlechts vor Augen führen solle. Aber das ist eine Aufgabe, welche weit hinausfliegt über die gegebene Norm künstlerischen Maßes, und nur ein Goethe'scher Riesengeist würde vielleicht sie zu bewältigen im Stande sein. Andersen's hübsches Talent müßte sich aber die Farnusflügel daran versengen, und wenn er sie nicht aufgibt, stürzt er gewiß in's Wasser hinab.

Wir verlassen nun Andersen und wenden uns zu zwei anderen Dichtern, die man in Deutschland nur wenig kennt, obgleich sie doch, nach dem Urtheile der Dänen, den Ersteren überragen an poetischer Kraft. Sie traten beide zugleich in die Literatur. Die „Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften“ hatte nämlich im Jahr 1830 einen Preis auf die vier besten Romanzen ausgesetzt; Dehlenschläger gehörte zu den Richtern, und mehr als siebenzig Kämpen drängten sich zum Wettstreit heran. Zwei junge Poeten wurden gekrönt, sie hießen Holst und Paludan Müller, und man täuschte sich nicht, als man glaubte, sie würden entschlossen vorwärts streben auf der betretenen Bahn. Ihre Namen haben jetzt einen guten Klang im dänischen Lande.

Frederik Paludan Müller ist am 7. Februar 1809 zu Kjersteminde geboren. Er studirte Jura, doch ohne rechten Drang; die Göttin der Poesie sang ihm ihre Sirenenlieder, er mochte wachen oder träumen. Durch jene gelungenen Romanzen in die Literatur eingeführt, schrieb er andere Gedichte, und eine Sammlung derselben ist unter dem Titel: „Trochæer og Jamber“ erschienen. Immer stellt die Form sich tadellos dar, ein sehr gebildeter Geschmack waltet in diesen Poesien und läßt für den Leser einen ungestrübten Genuß daraus erwachsen. Hierauf lächelte ihm die dramatische Muse freundlich lockend, und er schuf ein Schauspiel „Kjærlegheb ved Hoffet — die Liebe am Hofe“, das im bunt romantischen Style gehalten ist. Laune und Pathos flattern darin, wie neckende Kolibris und ernsthafte Pfauen, durcheinander.

Schon immer hatte Lord Byron einen unläugbaren Einfluß auf Paludan Müller geübt, und das Studium dieses Dichters, verbunden mit inniger Liebe zu demselben, brachten ihm ein schönes Resultat. Es war ein größeres lyrisches Epos: „Danserinden — die Tänzerin“ (1834), das, ohne irgend nachzuahmen, wahlverwandt an Gilda Harold erinnert. Die phantastereiche Ausführung sowohl, als die fein behandelte ottavische Form, gewannen dem Gedichte die allgemeine Gunst, und auch in's Deutsche ist es übertragen worden. Das folgende Werk von Paludan Müller war ein mythologisches Drama: „Amor und Psyche“ betitelt. Es bildet die Blüthenkrone seiner bisherigen Schöpfungen, und mit vollem Rechte scholl ihm begeisterte Anerkennung entgegen. Form und Sprache sind hier Eins gewor-

den; moderne Bildung und griechische Göttersage umschlingen sich grazienhaft und das Ganze läßt den wohlthuedendsten Eindruck zurück. Ich würde mehr über das classische Werk sagen, aber ich höre, daß Herr Bennet — der sich bereits durch die „Dania“ bekannt gemacht hat — mit dessen Ueberdichtung beschäftigt ist, und da möge denn das deutsche Publicum selbst lesen und sich erfreuen.

Paludan Müller erhielt jetzt ein königliches Stipendium, und im Jahre 1837 trat er die übliche Wallfahrt nach Italien an. Eine bestimmte Ausbeute von diesem Römerzuge gab der Dichter nicht. Sein letztes Buch erschien 1841; es heißt „Adam Homo“ und ist ein episches Gedicht. Da der zweite Theil desselben bisher noch fehlt, so läßt sich darüber kein abschließendes Urtheil fällen, aber man kann wohl sagen, daß die Darstellung — wenn sie auch hin und wieder gar zu sehr in's Breite greift, — mit ihrer plastischen Schönheit imponirt. Leider wird die glänzende Sprache durch Obscönitäten verunstaltet, häßlichen Schmutzstellen gleich, die das reine Weiß einer Mabaftergruppe entstellen.

Paludan Müller hat eine schöne, jugendlich schlanke Figur, eine hohe Apollostirn, und in seinem edlern Profil lebt der Geist des Dichters.

Hans Peter Holst ist am 22. October 1811 zu Kopenhagen geboren. Er besuchte die „Schule für Bürgertugend“, und mit siebzehn Jahren kam er zur Universität. Nachdem seine Romane 1830 den Preis erhalten, wurden sie gedruckt, gefielen sehr und haben sich so fest in der Gunst des Publicums behauptet, daß noch vor Kurzem eine neue Auflage nöthig war. Durch das laute Lob, das man ihm so frühzeitig spendete, wurde Holst übermüthig; alle literarische Production schien ihm nur ein heiteres Spiel, er achtete der eigentlichen Künstlerforgfalt nicht. Gedichte und Novellen gab er heraus, worin die Sprache zwar leicht und gewandt behandelt war, allein sie flatterten gar zu ungebunden, beinahe liederlich, daher, wie bunte Bänder, die um einen Maibaum fliegen. Außerdem machte man ihm den gerechten Vorwurf, daß sich Reminiscenzen aus Dehlenschläger in seinen Erzeugnissen fänden, denn lag ihm die Absicht der Nachahmung auch fern, so löste sich sein poetisches Streben doch oftmals in eine fremde verehrte Individualität auf, weil ihm jede bestimmte Richtung mangelte.

Sein ausgezeichnetes Sprachtalent blieb indessen nicht ohne die

verdiente Anerkennung. Drei und zwanzig Jahre alt, wurde Holst als Lector der dänischen Sprache und Literatur bei der Landkadetten-Academie zu Kopenhagen angestellt, und er hatte Schüler, die älter waren als er. Damals vermählte er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen; das freundlichste Familienleben entfaltete sich ihm und immer angenehmer wurden seine Verhältnisse. Man fand keinen Preis zu hoch für seinen Sprachunterricht; Gold und Ehre strömten ihm in Fülle zu.

Doch das Glück machte ihn vorsichtig, und sein heller Geist empfand deutlich, was ihm noch fehle. Deshalb hielt er sich mit einer gewissen Blödigkeit von Schöpfungen zurück, ließ nur eine dänische Anthologie drucken, die auf dem Gymnasium als Grundlage zum Vortrag der Literaturgeschichte benutzt wird, und gab vier Jahre nach einander einen Musenalmanach heraus. Unermüdlieh trieb Holst in dieser Ruhezeit das Studium moderner Sprachen und Literaturen: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Schwedisch sind ihm vertraut wie seine Muttersprache, und jetzt liegt er mit Eifer dem Spanischen ob, denn heiße Sehnsucht zieht ihn nach Sevilla und Cordova hin.

Während Holst nun solchen Reichthum in sich aufnahm, während er sich in die Dichtungen so verschiedener Völker versenkte, ging ihm die wahre Formenschönheit auf. Krystallrein und eben wurde sein Styl, wie die Fluth des Oceans, wo wunderbare Koralleninseln mit Muschelthürmen und Polypenbäumen in den Tiefen ruhen. Nur eines Anstosses bedurfte es, daß er siegend aus der Zurückgezogenheit hervortrat. Da starb am 3. December 1839 Friedrich VI., Dänemarks geliebter König, und Holst dichtete ein kleines Lied auf seinen Tod, das, weil es recht aus vollem Herzen kam, auch recht in die Herzen drang. Vielleicht hat nie ein einzelnes Gedicht solches Aufsehen gemacht, als diese fünf Verse — Bekker's Rheinlied allenfalls ausgenommen. Nicht allein in viele lebende Sprachen, sondern auch in's Lateinische, Griechische und Hebräische wurde es übersezt, und eine stürmische Begeisterung für den Sänger durchzog ganz Dänemark. Henrik Steffens gedenkt derselben ausdrücklich in seiner Selbstbiographie (Band 2. Seite 65.). Um des dänischen Volks Empfänglichkeit für Poesie zu bezeichnen, schildert er die mächtige Bewegung, welche das Holst'sche Trauergedicht im Lande

hervorgerufen, und fügt die schönen Worte hinzu: „Es erinnert fast an jene alte nordische Sage von dem Skiald, der durch einige Verse zum Lobe des allgemein geliebten mythischen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward.“

Auf den Thron machte der bescheidene Holst freilich keine Ansprüche, doch benützte er den günstigen Moment zur Herausgabe seiner Gedichte, die denn auch in wenigen Wochen vergriffen waren. Ueberall hatten sie Beifall gefunden, und der König von Dänemark, mit seinem Auge über die Künste wachend, verlieh ihm 1840 ein Stipendium zur italienischen Reise. Holst ging über München dorthin, kehrte über Paris zurück und blieb fast zwei Jahre von der Heimath fern. Im Süden mußte seine poetische Kraft zur vollen Blüthe und Reife kommen, und er lebte namentlich auf Ischia und Sicilien ein recht freies Dichterleben. Italien ist ein Stück von seinem Dasein geworden, und ungern läßt er den treuen Palmstock aus der Hand. Holst ist ein schöner Mann von kräftigem und doch schmiegsamem Wuchse, dunkelblondes Haar umwallt ihm die hohe reine Stirn, und es wohnt viel Freude und Lust in seinen feurig blauen Augen.

Als erstes Ergebnis der Reise erschien 1843 ein Buch: „Ude og hjemme — Draußen und daheim“, das von Kritik und Publicum sehr dankbar empfangen wurde. Es besteht aus Poesien und prosaischen Skizzen, bunt durch einander gewürfelt, wie sie dem Dichter eben erblühten. Klare Südluft wallt durch diese Blätter; Drangenhauch und Meeresfrische mischen sich mit ihr, und Italien steigt in unmittelbarer Schönheit vor uns auf. Wir fehlt der Raum, um jedes treffliche Stück anzudeuten, doch zeichnet sich unter den poetischen Gaben besonders das reizende Phantastiebild: „Pokal und Traube“ aus. Ein anderes anmuthiges Gemälde: „Der sterbende Fechter“ entstand beim Anschauen jener berühmten Antike und macht, gleich ihr, den Eindruck reinsten Classicität.

Auch die prosaischen Aufsätze, sowohl „Rosa Taddai“ als „Ischia und die Ischiatiner“ sind höchst gelungen. Holst hat seine Feder in die glühend brennenden Farben des Südens getaucht; solch Ultramarin und Gold, solchen Purpur und Azur kennt der kalte Norden nicht. Die Krone des Ganzen aber bleibt die Novelle: „Reisefameraden“, und man kann sich wahrlich kaum etwas Lieblicheres

denken, als dieses Genrebild. Voll warmen Lebens lachen alle Gestalten daraus hervor: der junge, eitle, gutmüthige Franzose; die holde, liebende Maria-Grazia: die italienische Wirthin mit ihren originellen Sprüchwörtern, und die bereuende Theresina. Leicht und sicher sind die südlichen Bilder hingehaucht; da ist weder Absicht noch Zwang — es macht sich Alles wie von selbst. Das scheint mir aber immer die beste Bürgschaft für den Werth einer Novelle, wenn man gar keine Novelle zu lesen glaubt, und Heiberg sagte auch: Der Reisekamerad dürfe in keiner dänischen Anthologie fehlen, wo es sich um Musterformen handelt. Holst hat sich jetzt mit ganzem Eifer der Novelle zugewendet; er arbeitet an sicilianischen Novellen und man erwartet Ausgezeichnetes davon.

Weil wir eben von dieser Dichtungsart sprechen, so muß des in Deutschland wohlbekannten Erzählers Karl Bernhard gedacht werden, dessen wahrer Name St. Aubin ist. Im Verein mit den Professoren K. C. Kannegießer und D. L. B. Wolff — zwei tüchtigen Sprachkundigen — hat er seine Werke selbst in's Deutsche übersetzt, und die Reihe derselben wird gern gelesen. Es sind Lebensbilder aus Dänemark, welche nicht verkennen lassen, daß der „Verfasser einer Alltagsgeschichte“ als Pathe an ihrer Wiege stand. Bedauern muß man nur, daß der blumenreine Sinn dieses Musters allzusehr verloren ging, denn Bernhard's Erzeugnisse haben sich im Schlammbade der neufranzösischen Romantik zuweilen arg bespritzt, sonst wohnt aber eine muntere, lebhaftige Charakterauffassung darin, welche seine Novellen über die der Bremer, Flygare und anderer Damen erhebt, so daß sie den Beifall wohl verdienen, der ihnen zu Theil ward.

Ehe ich den freilich lückenhaften Aufsatz abschliesse, will ich noch eines Buches gedenken, das erst 1843 erschien und den Titel: „Enten-Eller — Entweder oder“ führt. Der Verfasser hat sich nicht genannt; er heißt Kjerkegaard, ist Licentiat der Theologie und vom Haupte bis zur Sohle Hegelianer. Das Letztere documentirt sich denn, wie in den Lichtpunkten, auch in den Schattenseiten seines Buches, welches aus zwei starken Bänden besteht und Novelle, Aesthetik, Philosophie und sonstige Ingredienzien so kaleidoskopisch zusammenrüttelt, wie es bisher noch kaum gesehen wurde. Der erste Band ist negativ; darin wird Alles verhöhnt und niedergedrückt, was Sahr-

tausende an Sitten, Moral und Formen aufgebaut haben. So bildet z. B. „des Verführers Tagebuch“ den anatomisch getreuen Abdruck der Seele eines Wüßlings, dem die Ehe als ein Institut erscheint, das aus Dummheit und Köhlerglauben entsprungen, und der das Heiligste mit systematischer Nichtswürdigkeit untergräbt, um einen flüchtigen Sinnentzettel zu gewinnen.

Der andere Theil des Werkes bemüht sich nun, den zertrümmerten Dom wieder aufzurichten, das tief verletzte Gefühl wieder auszuföhnen, und so steht jenem Tagebuch ein schön geschriebenes Capitel: „die ästhetische Berechtigung der Ehe“ gegenüber. Es ist ein breiter philosophischer Apparat benutzt worden, um massenhaft zu imponiren, doch während man des Verfassers tüchtige Studien und bedeutende Lebensanschauungen schätzen lernt, wird man durch die Selbstgefälligkeit, mit der er sein Ich fortdauernd hervorblicken läßt, unangenehm berührt. Aus dem ernstern Ganzen sprühen oft überraschende Witzfunken, und von den vielen schönen Aphorismen setze ich nur folgende hierher: „Es ist immer lächerlich, wenn Einer des Glückes Thür gewaltsam stürmen will, denn dieselbe geht nicht nach innen auf, sondern nach außen.“ — Das Buch sollte jedenfalls in's Deutsche übertragen werden.

Wenn ich meine Skizze nun beendige, so weiß ich, daß man sie in Deutschland lang und langweilig finden, während man ihr in Dänemark flüchtige Oberflächlichkeit zur Last legen wird. Der letztere Vorwurf wäre wenigstens begründeter, als der erste, denn es ließe sich noch viel über das moderne Schriftenthum unserer Nachbarn sagen. Allein ich denke, man darf dem Publicum nicht gleich so schwerfällig entgegenrücken, wenn man bei ihm Interesse für einen Gegenstand erwecken will. Im unsicheren Clairobscur muß man die neue Landschaft zeigen, damit sich die Romantik der Neugier regt. Wir sind es den Dänen schuldig, uns ihre Literatur zugänglich zu machen, denn kein Volk hat reiner und feuriger, als sie, Deutschlands Poesie in sich aufgenommen. Nun läßt sich freilich nicht fordern, daß wir schnell die dänische Sprache lernen und somit zum Genuß der Originalwerke gelangen sollen. Dazu fehlt es uns an Zeit. Pflicht scheint es mir nur, uns die ganze Reihe wichtiger dänischer Literaturerscheinungen in guten Uebersetzungen zu vergegenwärtigen, und diese Pflicht wurde bisher allzusehr verabsäumt. Nicht als ob

so wenig von den poetischen Leistungen jener Nation in deutsche Laute gekleidet wäre — nein! aber die Uebersetzungen liegen einzeln, in hundert Maculaturwinkeln vergraben. Es ist keine Folge, keine Auswahl, kein Zusammenhang darin; mit einem Worte, es fehlt an System. Ich will hier ein Verzeichniß geben, welche Schriften der genannten Verfasser bereits deutsch existiren:

A. Anthologien.

Skandinavische Bibliothek, enthaltend eine Auswahl des Anzuehendsten aus der dänischen, schwedischen und norwegischen Literatur. Redigirt von J. B. v. Schepelern und A. v. Gähler. Zwei Hefte, Kopenhagen 1837. — Die Harfe des Skalden, von Julius Thomson. Berlin 1838. — Dania. Auswahl von Gedichten. Aus dem Dänischen übersezt von Emil Bennet. Leipzig 1841.

B. Einzelne Werke.

Anderßen. Umriffe einer Reise von Kopenhagen nach dem Harze, der sächsischen Schweiz und über Berlin zurück. Herausgegeben von Dr. Genthe. Breslau 1832. — Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters. Von L. Kruse. Zwei Theile. Hamburg 1835. — Der Improvisator (dasselbe Werk). Von Dr. A. C. Wollheim. Miniaturbibliothek der ausländischen Classiker, 14.—18. Bändchen. Hamburg und Leipzig. — D. T. Roman. Uebersetzt von W. C. Christiani. Zwei Theile, Leipzig 1837. — Nur ein Geiger! Originalroman. Uebersetzt von G. F. v. Jemssen. Drei Theile, Braunschweig 1838. — Märchen und Erzählungen für Kinder. Vom Major v. Jemssen. Braunschweig 1839. — Mein Bruder Arthur. Eine Novelle Inconigto. Miniaturbibliothek d. a. B. 37. und 38. Bändchen. Hamburg und Leipzig. — Bilderbuch ohne Bilder. Von L. M. Fouqué. Berlin 1842. — Eines Dichters Bazar. Von Christiani. Zwei Bände. Leipzig 1843.

* Bernhard. Das Glückskind, eine Novelle. Kopenhagen 1837. — Sämmtliche Werke. Leipzig 1840—1843. (Inhalt der

*) Die mit einem * bezeichneten sind von den Verfassern selbst deutsch herausgegeben.

erschienenen zehn Bände: I. Die Hospitalverlobung, II. Eine Familie auf dem Lande. III. Der Gilwagen. Ein Sprichwort. IV. Die Declaration. V. Der Commissionär. Tante Franziska. VI. Der Kinderball. VII.—X. Schoofsünden.)

Blicher. Die Juden auf Hald. Novelle. Von Kruse. Leipzig 1831. — Das Mädchen von Rhodos. Von demselben übersezt. Leipzig 1832.

Grundtvig. Kurzer Begriff der Weltchronik. Deutsch von Volkman, mit Anmerkungen von Rudelbach. Nürnberg 1837.

* Hauch. Die Belagerung Maestrichts. Trauerspiel. Leipzig 1834. — Tiberius, der dritte Cäsar. Tragödie. Ebd. 1836. — Der Goldmacher. Historischer Roman. Deutsche, vom Verfasser mit zwei neuen Kapiteln vermehrte Ausgabe. Von Christiani. Kiel 1837. — Eine polnische Familie, oder die verlorenen Kinder. Nach dem Manuscript. Zwei Theile. Leipzig 1840.

* Heiberg. Der Zufall, aus dem Gesichtspunkte der Logik betrachtet. (Als Einleitung zu einer Theorie des Zufalls.) Kopenhagen 1825. — Die nordische Mythologie, aus der Edda und Delenschlager's mythologischen Dichtungen dargestellt. Schleswig 1827. — Ein Jahr in Kopenhagen. Novelle. Von Kruse. Zwei Theile. Leipzig 1836. — Maria. Siehe: Verfasser einer Alltagsgeschichte.

Herz. Das Haus Svend Dyrings. Romantische Tragödie. Uebersetzt 1839. Hamburg. — Amor's Geniestreiche. Nach der Originaldichtung deutsch bearbeitet. Kiel 1840.

Holst. Der Reisekamerad. Novelle. Von Eduard Boas. Grenzböten, Jahrgang 1844, Novellenbibliothek.

Jngemann. Bianca. Ein Trauerspiel. Metrisch übersezt von Lewezow. Kopenhagen 1815. — Der Hirte von Tolosa. Trauerspiel. (Von Scholz.) Schleswig 1819. — Märchen und Erzählungen. Frei übersezt von Loh. Leipzig 1821. — Dasselbe Buch unter dem Titel: Abenteuer und Erzählungen in Callot-Hoffmann'scher Manier. Von Bartels. Leipzig 1826. — Die Unterirdischen. Roman. Von Loh. Hamburg 1822. — Der Löwenritter. Tragödie. Metrisch übersezt von Lange. Altona 1825. — Tasso's Befreiung. Dramatisches Gedicht. Von Garthausen. Leipzig 1826. — Dasselbe Werk. Von A. Dietrich. Als 18. Bändchen des classischen Theaters der Ausländer. Leipzig. — Waldemar der Sieger. Histo-

rischer Roman. Von Kruse. Vier Theile. Ebd. 1827. — Die erste Jugend Erik Menveds. Von Kruse. Vier Theile. Ebd. 1829. — König Erik und die Geächteten. Drei Theile. Kiel 1834. — Prinz Otto und seine Zeit. Von Kruse. Leipzig 1835.

Dehlenschläger. Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Von Georg Loh. Zwei Bände. Altona 1820. — Erich und Abel. Trauerspiel. Von Lewegow. (Vergleiche des Dichters eigene Uebersetzung im 9. Bande seiner Schriften.) Schleswig 1821. — Die Dichter im Leben. Von Loh. Stuttgart 1821. — Die Blutbrüder. Trauerspiel. Frei übersezt von Loh. Leipzig 1823. — Tordenstiold. Drama mit Gefängen. Von demselben. (Siehe Dehlenschläger's dramatische Dichtungen Band 1.) Kassel 1823. — Die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Uebersetzt und mit einem mythologischen Wörterbuche versehen von Glückselig (Gustav Thormud Legis.) Leipzig 1829. — * Schriften. Ausgabe letzter Hand. 18 Bändchen. (Inhalt: 1—2. Selbstbiographie. 3—5. Dramatische Märchen. 6—10. Trauerspiele. 11—14. Lust- und Singspiele. 15. König Froar. 16. Novellen. 17. Märchen. 18. Gedichte. Breslau 1829—1830. Neue Ausgabe 1839. — Morgenländische Dichtungen. Zwei Theile. (1. die Fischerstochter. 2. Die Brüder von Damask.) Leipzig 1831. — Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. (1. Tordenstiold. Der falsche König Olaf. 2. Die italienischen Räuber.) Hamburg 1835.

Baludan-Müller. Die Tänzerin. Aus dem Dänischen übersezt. Kiel 1835 (Hamburg).

Verfasser einer Alltagsgeschichte. Novellen. Von Christiani. (Inhalt: Eine Alltagsgeschichte. Traum und Wirklichkeit. Der magische Schlüssel. König Hirsch.) Leipzig 1835. — Erzählungen aus der Kopenhagener fliegenden Post. Von Kruse. Drei Theile. (I. Eine Alltagsgeschichte. Clara's Selbstbekenntnisse. II. Die Rattern am Busen. Rätchen. Das Kaninchen. III. Die hellen Nächte. Heirathsgesuch.) Ebd. 1834—1835. — Maria, eine Novelle. Herausgegeben von Joh. Ludw. Heiberg. Uebersetzt von Christiani. Ebd. 1839.

* Winther. Judith. Bruchstücke eines Gedichts, nebst dänischer Uebersetzung, von H. B. Holst. Kopenhagen 1837.

Man zeihe mich nicht der Trockenheit, denn alle Blumen der Sprache reichen nicht aus, um einen bibliographischen Katalog darunter zu verstecken.

Ich bin überzeugt, der Leser wird hier mehr dänische Werke in Uebersetzungen gefunden haben, als er irgend erwartete, und es ist ihm der Weg angedeutet, auf dem er lustwandeln und bequem diejenigen Früchte pflücken kann, die seinem Geschmack am meisten zusagen. Hat er nur erst eine kurze Strecke zurückgelegt, dann kehrt er gewiß nicht wieder um. Den Uebersetzern zeigen sich aber recht deutlich die störenden Lücken, und sie werden fühlen, wie ehrenhaft es sei, dieselben auszufüllen. Mehrere vorzügliche Geister sind noch ganz vernachlässigt worden, und ihre Namen werden von anderen überhört, die ein Monopol erlangt haben, mit allen ihren Productionen vor's Publicum zu treten. Kann dies nach Recht und Wahrheit richten, wenn es nur die Eine Partei gehört hat? Dagegen sträubt sich deutsche Redlichkeit und Treue!